

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 27 (1947-1948)
Heft: 8

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bücher-Rundschau

Redaktion: Dr. F. Rieter

Ewiger Humanismus

Die Beschäftigung mit der Antike, vor allem der Unterricht der klassischen Sprachen, ist Gegenstand lebhafter prinzipieller Erörterung, besonders seit in den Geisteswissenschaften das bloße Wissen vom Vergangenen in Verruf gekommen ist. So ging nach dem ersten Weltkrieg in Deutschland eine aufrüttelnde Wirkung vom sogenannten dritten Humanismus aus, jenen Bemühungen des einstigen Berliner Philologen Werner Jaeger und anderer führender Vertreter der Altertumswissenschaft, als das unverlierbare Erbe des Griechentums den Erziehungsgedanken herauszustellen, d. h. die Ausrichtung des Menschen auf ein Ideal unter Entfaltung der in ihm ruhenden Kräfte¹⁾. Unter dem Eindruck der Verwüstungen, welche der nationalsozialistische Versuch einer totalen Unterwerfung des Individuums hinterlassen hat, und angesichts einer gleichen Bedrohung durch den Bolschewismus wird heute zur humanistischen Besinnung als Rettung der abendländischen Kultur von den verschiedensten Seiten aufgerufen. Wie dabei auch die jeweilige Formulierung lautet, immer geht es darum, die Würde des einzelnen Menschen gegen die Allgewalt nicht bloß des Staates oder gar einer einzelnen Partei, sondern auch der Wirtschaft, der Technik oder was die drohenden Mächte sonst sein mögen, zu behaupten.

Von einer schönen Leidenschaft, «die reinste Ausprägung edlen Menschentums» in der Antike als Leitstern unserer verirrten Zeit sichtbar zu machen, zeugt die Schriftenreihe *Ewiger Humanismus*, welche von der 1945 in Innsbruck gegründeten Österreichischen humanistischen Gesellschaft herausgegeben wird. Die fünf ersten Hefte, welche uns vorliegen, handeln von der Bedeutung der Antike für verschiedene Gebiete heutigen Lebens²⁾. Im ersten Heft, Österreichs humanistische Sendung, stellt *Karl Jax* in knappem Überblick das antike Erbe als Faktor der österreichischen Kultur seit dem frühen Mittelalter dar. Für den Österreicher ist damit der engere Rahmen seines eigenen Wirkens gespannt; der Ausländer wird die Skizze als Beispiel eines allgemeinen europäischen Tatbestandes verstehen, gilt doch die Verpflichtung, ererbtes Gut nicht zu verlieren, für alle gleichermaßen. In den Mittelpunkt führt *Albin Leskys* besonders schöne Studie über Humanismus als Erbe und Aufgabe, die sich zunächst aufs entschiedenste gegen jede Nachahmung der Antike, auch im Sinne des deutschen Klassizismus, verwahrt. Dafür kommt Lesky den oben angedeuteten Gedanken Werner Jaegers nahe, wenn er sich zur griechischen Auffassung des Lebens als einer Aufgabe bekennt, nämlich der Aufgabe, mit menschlicher Arete (lat. *virtus*) jene höchsten, sich selbst genügenden Qualitäten zu verwirklichen, die keiner Rechtfertigung durch äußere, berufliche Zweckbestimmungen bedürfen. Auf eine inhaltliche Bestimmung dieses Humanitätsgedankens verzichtet Lesky mit Recht, zeigt doch dessen Geschichte, wie gerade die unbegrenzte Deutbarkeit stets die lebendigsten Kräfte aufzurufen erlaubt hat.

Die Ausführungen Leskys werden in schöner Weise ergänzt durch den Aufsatz von *Heinrich Suso Braun* über Humanismus als religiöses Anliegen. Hatte jener auf den Namen Platons besonderes Gewicht gelegt, so ruft der Theologe, der sich zu einem christlichen Humanismus bekennt, das Gedächtnis jenes florentinischen Platonikers Pico della Mirandola und seiner berühmten Schrift *De dignitate hominis* wach: nicht zufällig, denn der Platonismus ist das Band, welches Antike und Christentum zu einer wenn auch noch so spannungsreichen Einheit zusammengeschlossen hat. Die Ehrfurcht vor dem Menschen findet in der christlichen Aera

¹⁾ Cf. Werner Jaeger: *Paideia. Die Formung des griechischen Menschen.* Bd. I—II 1934 und 1944 bei de Gruyter; Bd. III 1945 bei Blackwell

²⁾ Felizian Rauch, Innsbruck.

ihre Begründung darin, daß er nach dem Bilde Gottes geschaffen sei, und eben damit gelangt sie zu einem Pathos des inneren Freiheitsanspruchs, welches in der Antike nur durch ganz vereinzelte Stimmen Ausdruck gefunden hat.

Nach der Theologie kommt die Philosophie zum Wort im Aufsatz von *Simon Moser* über Philosophie und Antike, wo mit leidenschaftlicher Strenge an alles Denken der Maßstab der Lebensnähe gelegt wird. Moser ist davon überzeugt, daß die Problemstellungen der antiken Philosophie ihre Gültigkeit bis heute bewahrt haben, weil sie im elementarsten Sinn erlebt sind. Die Beschäftigung mit jener befreit darum von allem bloß traditionell Schulmäßigen, bringen die Jahrhunderte doch keinen eigentlichen Fortschritt, sondern im wesentlichen nur Wiederholung.

Einer solchen Bedingungslosigkeit der Stellungnahme gegenüber läßt man besonders gern die besonnenen Ausführungen von *Robert Muth* zu ihrem Rechte kommen, welcher in der Schrift über Humanismus und Wissenschaft sich bereit zeigt, den noch so drängenden Lebensanforderungen gegenüber eine Autonomie der wissenschaftlichen Forschung anzuerkennen. Bei allem Verständnis für prinzipielle Besinnung über Wert und Unwert sieht der Rezensent vielleicht noch mehr als der Verfasser in ihrer Ausrichtung auf irgendwelche festgelegten Wertsysteme die Gefahr rascher Verarmung. Mag nämlich eine humanistische Lehre an und für sich noch so verpflichtend sein, als formulierte Doktrin schließt sie alle anderen Möglichkeiten aus, so daß sie notwendigerweise einseitig ist. Sie bedarf darum als Ergänzung der naiven Entdeckerfreude des bloßen Wissenwollens und deren unermüdlicher Vorstöße in die Unermeßlichkeiten einstigen Lebens, wenn die Weite des Horizontes gewahrt bleiben und der sittliche Ernst nicht zu sturer Unduldsamkeit entarten soll.

Fritz Wehrli.

Goethe

Goethes Reden

Wir wissen *Fritz Ernst* dafür Dank, daß er — ein behutsamer Entdecker verborgener Köstlichkeiten in Geschichte und Literatur — *Goethes Reden* aus einer zweifellos unverdienten Vergessenheit befreite und zu einem kleinen, schätzenswerten Band vereinigte¹⁾). Der Bogen ist weitgespannt, der von 1771, als der junge Stürmer und Dränger Shakespeare feierte, bis 1826 reicht, als der alternde Dichter anlässlich der Niederlegung von Schillers Schädel in der Großherzoglichen Bibliothek zu Weimar hätte das Wort ergreifen sollen; und die Veränderung der Goetheschen Gestalt, die sich in diesem Zeitraum vollzieht, ist bedeutend. Der jugendliche Redner genießt sich selbst in der Begeisterung für den ihm wahlverwandten Genius; der alternde Dichter tritt zurück, diktiert einige Sätze herrlichster Prägung und überläßt das Reden seinem Sohn. Mitte und Höhepunkt machen die beiden Logenreden aus, die dem Gedächtnis der Herzogin Anna Amalia und Wielands gewidmet sind, und die Goethe 1807 und 1813 gehalten hat. Hier tritt das Bekenntnis des eigenen Menschen mit der Ehrfurcht vor der Gestalt des anderen Menschen zusammen, und das Allgemeine oder Immergültige hält dem Besonderen oder Zeitbedingten die Waage. Es sind Dokumente einer Welt, der die Humanitätsidee nicht nur eine Sache des Wissens, sondern auch ein Zeugnis des Herzens war.

Jürg Fierz.

Zu «Dichtung und Wahrheit»

Es gibt Felsblöcke im Flußbett der Literatur, an die kein Stoß mehr zu rühren vermag. Ein solcher Felsblock ist Goethe: erforscht, soweit erforschlich, erkannt, soweit erkennbar. Und doch reizt der Unerschütterliche immer wieder den Zünftigen, sich die Feder stumpf zu schreiben im Versuch, eine andere Methode an ihm zu erproben.

Keine Wissenschaft ist im strengen Sinne in sich geschlossen; sie läßt sich von den Forschungsweisen benachbarter fördern und verschmäht keine Hilfe von außen,

¹⁾ Goethe: Reden. Ausgewählt und eingeleitet von Fritz Ernst. Sammlung Klosterberg. Schwabe, Basel 1943.

die sie ihrem Ziele nähern könnte. Der Literarhistoriker *Jürg Fierz* wandelt in seiner Arbeit auf zwei außerfachlichen Wegen: Psychologie und Kunstgeschichte bieten sich ihm nach seiner Neigung als Helfer an. Jene bestimmt die Themastellung, diese die Behandlungsweise; den Gegenstand liefert die Literaturgeschichte¹⁾.

«Dichtung und Wahrheit» lässt sich, dem Titel gemäß, von zwei Seiten betrachten: als Kunstwerk und Lebensbericht zugleich. Das Biographische ist längst erschöpft, die nackte Wahrheit aus der dichterischen Formung herausschälen zu wollen, eitel; Goethe will nicht fälschen, sondern sein Leben unter einen höheren Begriff der Wahrheit stellen, Berichter und Richter in einem sein. Daß er sein Werk vor allem als Dichtung versteht, bezeugt allein die Rangordnung der Titelteile. «Dichtung und Wahrheit» ist, nach *Jürg Fierz*, «das Widerspiel des geschichtlichen Stoffes mit einer künstlerischen Absicht», was sich allerdings auch von jedem historischen Roman sagen ließe. Dem Verfasser der Untersuchung ist denn auch nur am Kunstwerk gelegen. Sein psychologisches Interesse führt ihn zur Frage nach Goethes Menschendarstellung, sein kunsthistorisches zum Begriff des Porträts, wobei er drei Arten unterscheidet.

Der erste Typus wird bestimmt als «Darstellung» — als klarstes Beispiel gilt *Cornelia*. Bildkünstlerisch entspräche ihm etwa Lukas Cranach, wo die dargestellte Persönlichkeit, alleinherrschend, sich von der Staffage eines beliebigen, unorganischen Hintergrundes abhebt. So ist *Cornelia*, Goethe durch das Gesetz der Verwandschaft beigesellt, aber nicht bestimmend in sein Leben greifend, nicht in die Handlung verwoben, sondern ihr, klar umrissen, gleichsam aufgesetzt.

Die «Impression» verkörpert sich in der Gestalt *Lilis*. Wie die impressionistische Kunst die Grenze zwischen Person und Umgebung verwischt, wie ihr die flüchtige Bewegtheit über der klaren Linie steht, so wirkt *Lilis* Fluidum noch in der Rückschau so faszinierend, daß Goethe die Distanz des Betrachters nicht wahren kann, sondern in ein Wiedererleben der Szenen und Gefühle gerissen wird, das die Zeichnung eines anschaulichen Bildes vereitelt.

Die mittlere, künstlerisch reifste Art findet sich zum «Bild» (*Thorane, Friederike*). Es verrät mehr innere Anteilnahme als die «Darstellung» und mehr innere Freiheit als die «Impression». Das «Bild» steht der Wirklichkeit am nächsten, indem es Person und Umwelt, ohne sie scharf zu trennen oder die Übergänge auszulöschen, in lebendige Wechselbeziehung setzt. In «Bilder» werden Menschen gefaßt, deren Wirkung der alte Goethe in der Erinnerung noch freundlich empfindet, ohne daß sie seine Kreise bedrohlich stört. Was ihm nur mehr äußerliches Wohlwollen entlockt oder seine erkämpfte Altersruhe gefährdet (auch *Lotte*), schlüpft in das Gewand seines Altersstils, auf dessen angebliche Kälte und vielgeschmähte Unempfindsamkeit von hier aus ein erklärendes Licht fällt.

Das Herausarbeiten dieser Porträttypen ist dem Verfasser nicht Selbstzweck. Aus ihnen erstrebt er eine getreue Schau Goetheschen Wesens; Goethe wirft daraus sein indirektes, sein Spiegelbild zurück. Denn alle die Haltungen, die seine Begegnungen bestimmen, stammen aus ihm selbst, sind Ausformungen der einen Grundanlage (Typus und Metamorphose!). Die Übereinstimmung dieser Porträtschau mit Goethes Wesen und übrigem Werk zu erhellen, bildet das Anliegen des Schlußkapitels, das, wie die gesamte Untersuchung, sachlich einwandfrei und behutsam dem Geländer des Goethewortes entlang geführt wird.

Nelly Heer-Heusser.

Gedanken über Goethe

Viktor Hehn, dessen «Gedanken über Goethe» (1887) in neuer Auflage vorliegen, war ein Zeitgenosse Gottfried Kellers²⁾. Er gehörte einer Generation an, deren Schreibkultur so unbestreitbar ist wie ihr Sinn für das Wohlgerundete, alle Härten Mildernde. Als er, der junge Dozent für Germanistik, um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts seine baltische Heimat aus politischen Gründen verlassen und nach dem russischen Tula übersiedeln mußte, tat er es ohne Groll. Obschon er

¹⁾ Goethes Porträtiierungskunst in «Dichtung und Wahrheit». «Wege zur Dichtung», Band XLIV. Huber, Frauenfeld 1945.

²⁾ Viktor Hehn: Gedanken über Goethe. Band I: Goethe, der deutsche Mensch und die deutsche Landschaft. DUVAG, Bern 1946.

seine bisherige, anregende Tätigkeit mit einem niederen Schreiberposten einer Regierungskanzlei eintauschen mußte. Ein paar Bände Goethe waren ihm aus seiner Bibliothek, die man beschlagnahmt hatte, nachgesandt worden. Sie taugten ihm nicht zu wissenschaftlicher Beschäftigung, wohl aber zu einer Begegnung der Gedanken und Herzen in fortwährender, wiederholter Lektüre. Hahn war für Jahre mit Goethe allein. Man spürt es seinen «Gedanken» an. Sie wachsen aus Goethe heraus.

Hahn glaubt nicht an die Trennung von Natur und Kultur, «die Natur ist erstarrender Geist, der Geist bewußt und frei gewordene Natur»; und so sieht er auch den innigen Zusammenhang zwischen Dichtung und Landschaft: eine Art des Sehens, die später August Sauer und sein Schüler Nadler weitergepflegt haben. Hahn nimmt Goethe als den Südwestdeutschen, dessen Eigenart er in Storm'scher Diktion schildert: «Flachsköpfe fanden sich hier selten, braunes, ja dunkles Haar war das Gewöhnliche, aus den Augen sprach mehr die leicht erregte Einbildung, als der abwägende Verstand. Das Kinder- und Familienfest des Christbaumes war wenig bekannt, die Kartoffel nicht die Lieblingsfrucht, der Tee nur eine Art Arznei bei Krankheiten, das Haus nicht so blank gescheuert, Frauen und Mädchen nicht so ängstlich ehrbar und züchtig, sondern leichter geschürzt; niemand dachte mit Stolz an Hermann den Cherusker und den Teutoburger Wald und die angeblichen Barden und die angebliche Keuschheit jener Zeiten, wohl aber fand jeder seine Freude an dem fröhlichen Herbst, an Feuerwerk, in katholischen Landen an Umgängen mit Fahnen und Lichtern, an Vermummung und bei dieser an den mitunterlaufenden Neckereien und losen Streichen». Bildkräftig und bildend ist der Süden Deutschlands, in dem Goethe heranwuchs — gebildet, aber bildlos der Norden, dem er stets widerstrebt.

Die Naturformen des Menschenlebens interessieren Hahn, die Stände und die Naturphantasie, wie sie in Goethe Sprache wird. Dem Internationalen, aber Wurzellosen, ist er abhold. Seine Abneigung gegenüber dem Jüdischen ist unverkennbar. Wahrscheinlich ein Resultat seiner bitteren, späten Berlinerjahre. Hierfür hat Herman Grimm einmal entschuldigende Worte gefunden: «Wie sollte ein Mann, der nach so großer Lebensarbeit und so auf die Natur eines Menschen einstürmenden Schicksalen endlich durch hohe Jahre genötigt wird, innezuhalten, nicht zuletzt in seltsamen Formen einzufrieren beginnen?» Man möchte das letzte Kapitel von Hahns Buch, in dem Börne und Heine gegen Goethe und Schiller ausgespielt werden, gern missen. Ein anderes Kapitel, «Goethe und die Sprache der Bibel», ist dem Strich des Bearbeiters, der sich an eine frühe Auflage des Buches hält, zum Opfer gefallen. Bei der Bedeutung, welche die Bibel in Goethes Leben hatte, ist dieser Strich zu bedauern. Das umfangreiche Kapitel «Goethe und das Publikum» soll in einem besonderen zweiten Band erscheinen.

Jürg Fierz.

Goethe und die Weltliteratur

Fritz Strich ist einer der letzten großen Historiker der deutschen Literatur, die weltmäßig wirken. Sein Blick geht weit. Seine Werke atmen eine Welt aus, wie sie eine Welt eingetauscht haben. Ihr Rhythmus scheint dem Rhythmus des Goetheschen Wesens gleichgestimmt:

«Im Atemholen sind zweierlei Gnaden:
Die Lust einziehen, sich ihrer entladen;
Jenes bedrängt, dieses erfrischt;
So wunderbar ist das Leben gemischt.»

In der ersten Hälfte seines neuesten Buches, *Goethe und die Weltliteratur*, spricht Strich von den literarischen und künstlerischen Kräften Europas, die Goethe in sich aufgenommen hat¹⁾. Von der weckenden Macht der englischen Literatur, die dem jungen Straßburger Studenten durch Herders Vermittlung zugute kam. Von der bildenden Macht Italiens und der formenden Macht der französischen Literatur, die der Klassiker an sich erfuhr. Von der öffnenden Macht des Fernen Ostens, die den alternden Goethe verwandelte, indem sie ihn verjüngte, und die ihm neben der theatralischen Sendung Spaniens und der sozialisierenden Wirkung Amerikas das größte bildende Erlebnis nach Italien war.

¹⁾ Fritz Strich: *Goethe und die Weltliteratur*. Francke, Bern 1946.

Entgegengesetzt die Tendenz der zweiten Hälfte von Strichs Buch: hier ist die Rede von Goethes Eingreifen in den literarischen Betrieb seiner Zeit. Betriebsam wirkte vor allem sein «Werther», stärker als irgend eines seiner späteren Werke. Er war ein Wegbereiter der europäischen Romantik. Goethe ist dem Ausland daher mehr der Romantiker als der Klassiker. Klassiker war er für Deutschland; denn Deutschland bedurfte nach dem Abenteuer des Sturms und Drangs des Klassisch-Geformten, wie die romanischen Literaturen des Romantisch-Formsprengenden, des Nordischen, bedurften. Jede Literatur holt sich, wie Strich zeigt, von der anderen die Werte, die sie selbst nicht erzeugt. Der Klassiker war für Italien uninteressant, und wenn nicht Byron gewesen wäre, wäre der junge Goethe in England zweifellos später entdeckt worden, als es tatsächlich der Fall war. Für Rußland liegen die Dinge anders: soweit es slawophil eingestellt war, verabscheute es den romantischen Individualismus und Byronismus des Westens und brachte (zeitgemäßer als der Westen selber) dem klassischen Goethe, in der Vermittlung Schewireffs und Puschkins, Verständnis und Begeisterung entgegen.

Diese weltliterarischen Perspektiven, wie sie Fritz Strich aufzeigt, mögen — seinen Worten nach — von der Schweiz aus, als einer Vermittlerin wenigstens der kontinentalen Literaturen, in der natürlichesten Weise sichtbar sein: die kultурgeographische Situation, wie sie der Schweiz eigen ist, stellte die günstige Vorbedingung dar, unter welcher das bedeutende und anregende Werk des Berner Germanisten entstehen konnte.

Jürg Fierz.

Eine Bibliothek der Weltliteratur

In Jahrzehntelangem Bemühen hat Martin Bodmer eine Büchersammlung von 70 000 Bänden zusammengebracht, die er mit edlem Stolze *Eine Bibliothek der Weltliteratur* nennen darf. Und mit edler Liberalität gestattet er durch das Buch, das diesen Titel trägt, den Freunden der Literatur und der Bücher einen beglückenden Einblick in seine Schatzkammern¹⁾.

Welcher Hort gleißt da hervor! Von den Dokumenten, die der Zeit unserer Schreibstoffe vorangehen, auf Stein, Ton und Papyrus, über die Handschriften des Mittelalters und die frühesten Erzeugnisse des Buchdruckes bis auf das Schrifttum unserer Tage, mit reichlichen handschriftlichen Belegen dichterischen Schaffens der letzten 400 Jahre — es ist nicht möglich, im Rahmen dieser Besprechung auch nur das Schönste und Wichtigste zu nennen. Der Leser des Buches wird es selber auf jeder Seite mit Entzücken entdecken.

Verweilen wir darum bei den einleitenden Kapiteln, in denen Bodmer Umfang, Plan und Aufbau seiner Sammlung schildert.

Man kann alles mit Geist oder mit Ungeist sammeln, und selbst die höchsten Erzeugnisse des Geistes und der Kunst sind nicht davor gefeit, in ein Hamsternest verschleppt zu werden oder schnöder Spekulation zu dienen. Der Hausgeist aber, der im Bodmerschen Bücherhaus an der Bederstraße zu Zürich waltet, ist ein edler und weiser Geist. Davon zeugt das Buch.

Am Anfang, als Programm und Gesamtplan der Sammlung, mußte die Frage stehen und beantwortet werden: Was ist Weltliteratur? Das Wort wurde durch Goethe eingebürgert, und Bodmer definiert den Begriff als «das übernational und überzeitlich Gültige im Schrifttum der Völker», das vorab in der Dichtung seinen Ausdruck findet, sowohl in genialen Einzelschöpfungen als auch in den großen Quellgebieten des Dichterischen. Martin Bodmer liebt das Wort «Quellgebiete». Mit Recht. Liegt doch in ihm nicht nur das rastlos in die Weite Drängende und Befruchtende des Elementes, sondern auch das Geheimnisvolle und Verehrungswürdige, mit dem alte Völker den Ursprung der großen Ströme umgaben. Solche Quellgebiete sind vor allem die Antike, die Bibel und die europäischen Sagenstoffe. Zum Begriff der Weltliteratur gehören auch die Übersetzungen, gebend und nehmend, sofort aber

¹⁾ Martin Bodmer: *Eine Bibliothek der Weltliteratur*. Atlantis, Zürich 1947. (Der allgemeine Teil des Buches erschien als Neujahrsblatt der Gelehrten Gesellschaft Zürich auf das Jahr 1947.)

auch ihr Gegenproblem aufwerfend: die Einzigkeit der Sprache — jeder «gewachsenen» Sprache. Endlich stellt sich das Problem der «Bezüge» der Nationalliteraturen oder, wie Goethe es nannte, «der Verhältnisse aller gegen alle». Der greise Dichter versprach sich von der gegenseitigen Kenntnis der Nationalliteratur einen Ausgleich der Spannungen, ja eine «Internationale der Humanität»; ihre Möglichkeit schien ihm die zu seiner Zeit wachsende Erleichterung des Verkehrs zu verbürgen. Auch zu diesem nicht leicht zu erfassenden Problem — es ist nicht nur vergleichende Literaturwissenschaft — bietet Bodmers Sammlung reiches Material. Die Deutung und die Verzeichnung der Werke ist die Aufgabe der Literaturforschung und der Bibliographie; beide Kategorien dieser Hilfsmittel sind reichlich vertreten.

Als Auswahlprinzip für das Sammeln — denn Vollständigkeit wurde nicht erstrebzt und ist ja überhaupt nicht möglich — dient der Begriff des Klassischen. Bodmer ist sich der Relativität dieses Begriffes bewußt; er nimmt ihn als die Norm, die Übereinkunft, die stabile Mitte, von der die Wege rückwärts und vorwärts führen. Klassik in den Nationalliteraturen kann sich mit Klassik im weltliterarischen Sinne decken, doch sie muß es nicht. Indem Klassik das Gefühl für die Grenzen, den Besitz eines ausgewogenen Weltbildes voraussetzt, bezweifelt Bodmer die Möglichkeit klassischer Dichtung in unserer Zeit und für die nächstfolgenden Generationen, denn maßlos und ausschließlich trinkt die Menschheit aus dem Taumelkelch der Technik, und es scheint, daß die Gottheit die Hybris des Geschöpfes noch furchtbarer strafen wird, als es bereits geschehen ist.

Über die Kapitel, die vom äußeren und inneren Aufbau der Sammlung handeln, müssen wir rascher hinweggleiten, als sie es verdienen. Der äußere Aufbau ist durch die Abfolge der Literaturen und Stoffgebiete gegeben. Beim innern Aufbau kommen die Zusammenhänge, die «Bezüge», die Weitergabe des Erbes zur Geltung. Mit feiner Einfühlungsgabe und meisterlicher Beherrschung des Stoffes wird dies dargetan und mit erlebten Zeugnissen belegt in den Abschnitten über die Antike, die Bibel, das Mittelalter, über Renaissance und Barock und über die Epoche seit 1700. Immer steht ein überragender Dichter oder ein bedeutendes Werk am Anfang oder im Mittelpunkt: Homer, die Bibel, die 42zeilige Bibel Gutenbergs, Dante, Petrarca, Shakespeare, Goethe und sein Faust.

Vorsteher öffentlicher Bibliotheken, die dazu verurteilt sind, neben wertvollem Schrifttum auch «Werke» sammeln zu müssen, bei denen der Inhalt das durch den Druck geschändete Papier nicht wert ist, werden das Buch aus der Hand legen nicht mit Neid — dieses häßliche Gefühl bleibe dem geweihten Boden der Sammlung Martin Bodmers ferne —, aber mit wehmütiger Sehnsucht, auch einmal, wenn auch nur auf einem engen Gebiete so sammeln zu dürfen, aber doch ganz besonders mit aufrichtiger Freude, daß es dem Einen vergönnt war, die höchsten und reinsten Geister — und nur diese — in seinen Kreis zu bannen. *Felix Burckhardt.*

Huizingas Weg zur Geschichte

Die vorliegende Sammlung kleinerer Aufsätze des edlen Verfassers versetzt uns mitten in die Leidenszeit Hollands während des vergangenen Krieges¹⁾. Gleich das erste Stück, betitelt «Mein Weg zur Geschichte», ist 1943 nach der Befreiung aus der Geiselhaft entstanden und voll von jugendlichem Leben. Dieser Weg war keinesfalls ein direkter, sondern er führte zunächst in die Philologie. Erst durch eine Anstellung als Lehrer kam Huizinga mit der Geschichte in Berührung, aber an der Universität Amsterdam habilitierte er sich für altindische Literatur- und Kulturgeschichte. «Ein Geschichtsforscher pur sang bin ich nie geworden», bekannte er von sich selbst, und «ich genoß immer wieder eine beneidenswerte Freiheit in der Verfügung über meine Zeit». Man gewinnt den Eindruck, daß hier ein Student, später ein junger Doktor in völliger geistiger Freiheit seinen Weg gehen durfte und

¹⁾ J. Huizinga: Mein Weg zur Geschichte. Letzte Reden und Skizzen. Deutsch von Werner Kaegi. Schwabe, Basel 1947.

sich harmonisch entwickeln konnte, so wie es eben nur das Studium an kleineren Universitäten und in kleineren Ländern ermöglicht.

Auch die weiteren Beiträge werfen ein helles Licht auf die Geisteshaltung unserer holländischen Kollegen mitten in der Lebensgefahr und sie geben ein ergreifendes Zeugnis von der Treue zum Vaterland und von der Dankbarkeit gegenüber den Lehrern und Schülern. In der nicht-gehaltenen Rede «Wie bestimmt die Geschichte die Gegenwart» finden sich Bemerkungen, die wohl wegen ihres allgemeinen Interesses hier wiedergegeben werden dürfen. Er kommt auf Denkfehler zu sprechen und gibt deren fünf besonders an: 1. Das Neue ist stets besser als das Alte. 2. Veränderung ist stets besser als Bewahrung. 3. Organisation ist stets besser als persönliches Handeln. 4. Das Allgemeine ist stets besser als das Besondere. 5. Die Jüngeren sind stets weiser als die Alten. Der gefährlichste dieser Fehler ist natürlich der dritte: Organisation, Zentralisation ist stets besser als persönliches Handeln. Dies sollten gerade wir in der Schweiz ernsthaft bedenken. Damit hängt noch ein Anderes zusammen, das Huizinga später erwähnt, daß nämlich der heutige Mensch leicht in den Fehler verfällt, den Begriff der Gemeinschaft im weiten, edlen Sinn eines friedlichen, sittlichen, rechtschaffenen, gebildeten und harmonischen Zusammenlebens zu reduzieren auf den bloßen Begriff vom Wirtschaftsleben und von technischer Gemeinschaftsorganisation. Man sollte die Universitäten davor bewahren, daß sie bloße Hilfsmittel für diese Außenseiten der Kultur werden.

Den Schluß dieser lesenswerten Publikation bilden sechs Biographien, wir sagen in der Schweiz «Personalien», auf verstorbene Historiker, in denen die Kunst der Persönlichkeitsdarstellung aufs höchste getrieben ist. Wir sehen direkt in das Leben an holländischen Universitäten hinein und in die Beziehungen zu den Gelehrten aus den Nachbarstaaten. Möge es auch der kommenden Generation junger Forscher bald wieder möglich sein, frei von den Hemmungen politischer Art mit den Brüdern aus dem Ausland Freundschaft zu pflegen, wie das für die Generation, die zu Beginn unseres Jahrhunderts studierte, selbstverständlich war.

Wir danken Herrn Professor Werner Kaegi, daß er uns diese Schriften durch eine treffliche Übersetzung zugänglich gemacht hat, und empfehlen ihre Lektüre allen Lesern, die an der Darstellung unmittelbaren Erlebens Freude haben.

Andreas Speiser.

Der zentraleuropäische Raum in Vergangenheit und Zukunft

Letztes Jahr sind in einem schweizerischen Buchverlag zwei kleinere Schriften des ehemaligen österreichischen Bundeskanzlers Dr. Kurt von Schuschnigg erschienen¹⁾. Die erste — offenbar nach der Einverleibung Österreichs in das Dritte Reich entstanden — ist ein Rückblick auf den eben untergegangenen Staat. Es handelt sich nicht um ein streng wissenschaftliches Werk, das nüchtern und scharf sein Urteil fällt, sondern, wie der Verfasser sich selbst ausdrückt, um die Worte eines Erben, der voller Ehrfurcht und Pietät des Toten gedenkt. Wir sind deshalb nicht überrascht, die positive Seite der habsburgischen Monarchie etwas stärker untermauert zu finden, als wir es gewohnt sind. Schuschnigg nennt das alte Österreich «Einen interessanten Versuch, auf dem Wege verfassungsmäßiger Freiheit eine Mehrheit geschlossen siedelnder historischer Völker zur politischen Einheit zusammenzufassen und damit jedem einzelnen Volksstamme die Vorteile einer Großmacht zu sichern». Der Versuch ist am extremen Nationalismus der Deutschen, Slawen und Magyaren gescheitert. Es gelang der Dynastie nicht, die verschiedenartigen Völkergemeinschaften, die im geographisch geschlossenen Donauraum ineinander verkeilt waren, im Bekenntnis zu einer gemeinsamen Idee, als österreichisches Staatsvolk zusammenzufassen. Neben der Tragik historischer Entwicklung ist der Mißerfolg der Dynastie wohl doch in erster Linie darauf zurückzuführen, daß sie allzu lange ihr eigenes Prestige in den Vordergrund stellte, statt sich für eine beherzte föderalistische Lösung der inneren Probleme einzusetzen. Schließlich ist es auch fraglich, ob Großmachtpolitik, die als Voraussetzung eine gewisse Zentralisierung und Einigkeit über

¹⁾ Kurt Schuschnigg: «Österreich, eine historische Schau» und «Wo werden wir morgen sein?». Beide Schriften bei Thomas Morus-Verlag, Sarnen 1946.

die einzuschlagende Richtung verlangt, auf die Dauer ein gemeinsames Ziel für die nach Selbständigkeit strebenden Nationalitäten hätte bilden können. Wie man da auch im Einzelnen Licht und Schatten verteilen mag, darin gehen wir mit dem Verfasser einig, daß die österreichisch-ungarische Monarchie zwar keine ideale, aber eben doch eine Ordnungsmacht im Donaugebiet dargestellt hat, die bis heute nicht durch etwas auch nur Gleichwertiges ersetzt worden ist.

Die zweite Schrift faßt unter dem Titel «*Wo werden wir morgen sein?*» die von Schuschnigg über den Vatikansender gehaltenen Ansprachen zusammen. Der Autor warnt uns davor, das Heil nur von der verantwortlichen politischen Führung der Welt zu erwarten. Jeder einzelne Mensch müsse am Aufbau des Friedens mitwirken. Es gehe darum, die zerstörten Brücken neu zu schlagen, den Verzweifelten frischen Lebensmut zu geben, den Radikalismus und den Haß zu überwinden und wieder zu einem solidarischen Denken zu kommen. An Stelle des Rassenwahns müsse der Sinn für Gerechtigkeit und die Ehrfurcht vor dem Leben treten.

«Eines ist klar; — was Sühne heischt, soll Sühne finden, und zwar um des Rechts und der Gerechtigkeit willen; mehr noch aber, um jede Wiederholung des Unglücks und der Kulturkatastrophe zu verhüten. Darum wäre Vergessen gleichbedeutend mit Leichtsinn, und jedes Verschonen erwiesener Gewissenlosigkeit ein schlechter Dienst an der Menschheit».

«Dies vorausgesetzt, muß jedoch einmal klar erkannt und ausgesprochen werden, daß kein Volk auf der Welt und ebensowenig die Gemeinschaft der Völker die Unversöhnlichkeit aushält, die jede Verewigung unheilvoller Risse mit sich bringt; — von Rissen, die jegliche Gemeinschaft auseinanderspalten, die Berufe, Klassen und Familien trennen, die Generationen, ohne Aussicht auf Verständnis, voneinander scheiden und oft genug sogar das Band zwischen Eltern und Kindern zerreißen».

Schuschnigg bekennt sich zu den big four, die da heißen: Herz, Verstand, Gewissen und Gedächtnis; jawohl auch Gedächtnis, aber nicht, um zu verdammten, sondern um aus den Fehlern zu lernen. Es ist zu hoffen, daß recht Viele über diese bescheidenen Mahnworte nachdenken und sie beherzigen!

Noch eingehender als Schuschnigg setzt sich dessen Landsmann Clemens Graf zu Brandis mit der Vergangenheit und der Zukunft Zentraleuropas und Österreichs auseinander²⁾). Als Katholik und getreuer Anhänger des Hauses Habsburg sieht auch er in der Vergangenheit das goldene Zeitalter, das sich von den tiefen Schatten der Gegenwart hell abhebt. Er erwartet von der Rückkehr zur Monarchie nicht nur die Auferstehung Österreichs, sondern auch die dauernde Kräftigung aller übrigen deutschen Länder. Ihm schwebt als Ideal die Verwirklichung einer «sozialen Monarchie» vor Augen, in welcher der Monarch in patriarchalischer Weise für die Arbeiterschaft sorgt. Das nennt er kühn eine echt demokratische Lösung.

Die Restaurierung der Monarchie in sämtlichen deutschen Ländern soll die Grundlage des neuen, föderalistisch aufgebauten, großdeutschen Reiches bilden. Brandis hofft, daß Österreich wiederum zur Führung dieses, dem ersten angrenzenden, vierten Reiches berufen oder doch wenigstens zum Haupt einer groß-österreichischen Donauföderation auserkoren werde. So sympathisch uns der Gedanke berührt, daß der liebenswürdige, die Gegensätze ausgleichende Wiener Geist in Mitteleuropa zur Herrschaft gelangen soll, so skeptisch stehen wir der Realisierung dieses Traumes gegenüber. Österreich hat in den letzten hundert Jahren so viel von seinem ehemaligen Gewicht eingebüßt, daß der verbliebene Rest nicht mehr ausreichen dürfte, den ihm zugesetzten Einfluß zu wahren. Politische Führerschaft verlangt mehr als Liebenswürdigkeit und Versöhnlichkeit. Selbst kulturelle Überlegenheit genügt nicht, wenn Kraft und Wille fehlen, die Macht und die damit verbundene Verantwortung zu übernehmen, die Staatsgewalt auszuüben und die Probleme der Volks- und Völkergemeinschaft einer praktischen Lösung entgegenzuführen.

Hans Senn.

²⁾ «Österreichs historische Mission in Europa». Amalthea-Verlag, Zürich-Leipzig-Wien 1946. — Schuschniggs Buch «Ein Requiem in Rot-Weiß-Rot», Amstutz, Herdeg, Zürich 1946, wird separat besprochen. Redaktion.

Aus der Schweizergeschichte

Neutralität und Vermittlung

Der *Verein schweizerischer Geschichtslehrer* hat unter dem Titel *Neutralität und Vermittlung innerhalb der alten Eidgenossenschaft* vier Studien veröffentlicht, welche die in geschichtlichen Darstellungen und im Unterricht wenig gewürdigte Tatsache erörtern, daß einige Kantone (Appenzell, Verfasser *Walter Schläpfer*; Schaffhausen, *Karl Schib*; Basel, *Alfred Stoecklin*) sowie Solothurn, *Bruno Amiet*, — das sich diesen Kantonen im erwähnten Verhalten ohne vertragliche Verpflichtung angeschlossen hat, — vertraglich verpflichtet waren, bei Streitigkeiten zwischen eidgenössischen Ständen neutral zu bleiben und sich um Schlichtung zu bemühen. In der Vorrede erklärt dessen Präsident, Lasserre, mit Recht, Existenz und Verhalten dieser Stände bieten gerade in unserer Zeit des Zusammenschlusses von Staaten geschichtliches, politisches und pädagogisches Interesse¹⁾.

Für *Appenzell* wird gezeigt, weshalb es neutralisiert wurde und wie sich seine Neutralität und Vermittlertätigkeit entwickelte. Die erstere wurde namentlich von Zürich verlangt, um zu verhindern, daß Schwyz in Konflikten Zuzug durch Appenzell erhalte. Die Neutralitätsbestimmung habe freilich verschieden ausgelegt und gegebenen Falles erklärt werden können, der Streit sei von allgemein eidgenössischer Bedeutung, falle demnach nicht unter das Gebot des Stillesitzens. «Es kam also in den meisten Fällen darauf an, ob man neutral sein wollte». Seit der Reformation sei Appenzell neutral geblieben und die konfessionelle Trennung des Landes habe die Vermittlertätigkeit begünstigt. «Es darf gesagt werden, daß Appenzell durch seine kontinuierliche neutrale Haltung und mehrfache Teilnahme an Friedensvermittlungen einen wichtigen Beitrag zur Entwicklung der Neutralität der Schweiz geleistet hat». «Daß die Neutralität eine bewaffnete sein müsse, wollten die Appenzeller freilich immer weniger einsehen, das jahrhundertelange Stillsitzen führte zu einem Quietismus, so daß Appenzell 1798 besonders kläglich versagte».

Für *Schaffhausen* wird festgestellt, daß aus den Quellen nichts über die Hintergründe seiner Neutralisierung zu erfahren sei. Seine Aufnahme in den Bund sei namentlich von Zürich befürwortet worden, während Uri und Unterwalden ursprünglich fern geblieben seien. Wichtig sei seine Vermittlung im Verein mit Basel 1633/34 gewesen — als Bern und Zürich gegen die katholischen Orte den Krieg vorbereitet und ein Bündnis mit Schweden beabsichtigten — wodurch nach dem Urteil von Paul Schweizer auch die äußere Neutralität der Eidgenossenschaft gerettet worden sei. Im zweiten Villmerger-Krieg sei seine Vermittlertätigkeit erfolglos geblieben.

In der Studie über *Basel* wird ausgeführt, daß das Stillesitzen und die Bemühungen um Vermittlung von Konflikten weniger unter dem Zwange einer Vertragspflicht als deshalb geschehen seien, weil dies dem Wesen Basels am ehesten entsprochen habe. Schon die Sorge um den Schutz der eidgenössischen Nordgrenze habe verboten, die internen Gegensätze zu wichtig werden zu lassen. Mit dem Übergreifen der Reformation auf die Schweiz sei das Geschäft der Vermittlung um so dringlicher und heikler geworden. Gerade bei konfessionellen Streitigkeiten habe man über die Hauptsache, ob die Glaubensfrage die ganze Eidgenossenschaft oder nur einzelne Orte angehe, nie einig werden können. Erleichtert worden sei die Unparteilichkeit Basels, weil es nur geringen Anteil an den gemeinen Herrschaften gehabt habe. Im ersten Villmerger-Krieg sei Basel neutral geblieben, im zweiten habe es nach Kräften geholfen, den entstandenen Schaden zu heilen. Für eine Verständigung mit den Sonderbundskantonen haben die Basler Tagsatzungsvertreter Sarasin und Merian «verzweifelte Bemühungen» eingesetzt. Basels Mittlerstellung habe wesentlich auf der Persönlichkeit seiner Vertreter beruht; von den in der Studie genannten sei nur der bedeutendste, Rudolf Wettstein, erwähnt.

Für *Solothurns* Verhalten bei Konflikten unter Kantonen seien die Abhängigkeit von dem mächtigeren Bern, das Verbleiben beim alten Glauben und die engen Beziehungen zu Frankreich (dessen Botschafter in der Kantonshauptstadt residierte) von Bedeutung gewesen. So habe dieser Ort nach innen und außen eine friedliche

¹⁾ Neutralität und Vermittlung innerhalb der alten Eidgenossenschaft. Sauerländer, Aarau 1946.

Politik betrieben und sich in der Regel an Vermittlungsaktionen beteiligt (Verhinderung des Bürgerkrieges durch Bürgermeister Wengi, Konflikt zwischen Bern und Savoyen wegen des Waadtlandes und des südlichen Genferufers, Friede nach der Schlacht von Villmergen). «Im nachreformatorischen Zeitalter reifte der bekannte Solothurner Geist der Gemütlichkeit und Menschenfreundlichkeit heran».

Die vier Arbeiten, deren ausführliche Angaben über die einzelnen in Betracht fallenden Vorkommnisse hier leider auch nicht nur beispielsweise erwähnt werden können, verschaffen in verdankenswerter Weise erwünschten Aufschluß über eine bisher wenig beachtete Eigenart der staatsrechtlichen Stellung der behandelten Kantone und ihrer Bedeutung für die Neutralität der Schweiz.

Eugen Curti.

Das Schicksal des Sonderbundes

Der Basler Historiker *Edgar Bonjour* schenkte uns vor kurzem ein Buch, das in diesen Tagen, in denen sich die Ereignisse des Sonderbundskrieges zum hundertsten Male jähren, eine besondere Bedeutung erhält, als Quellenwerk aber bleibenden Wert beansprucht¹⁾.

Das Schicksal des Sonderbundes gliedert sich in eine Historiographie und in eine Sammlung zeitgenössischer Darstellungen der Sonderbundszeit. An der Spitze des ersten Teiles steht in seiner unbestrittenen Größe General Dufour. Es folgen die bedeutendsten Historiographen unter den Besiegten und Siegern. Die knapp gefaßten Darstellungen verraten eine restlose Beherrschung des weitschichtigen Stoffes. Mit klaren Strichen gezeichnet reiht sich Bild an Bild der mit scharfen Waffen des Geistes kämpfenden Männer. Neben allgemein bekannten Persönlichkeiten wie Segesser, Elgger, Siegwart-Müller, Jakob Amiet, Rilliet-de Constant und Niklaus Friedrich von Tschudi lernt der Leser Männer kennen, die ein Fachstudium voraussetzen, den Franzosen Crétineau-Joly, den Neuenburger Gaullieur, den in Baselland eingebürgerten deutschen politischen Flüchtling Feddersen. Bonjour hat sich in erstaunlicher Weise in die Denkweise der Männer eingelebt und spendet Licht und Schatten in völlig objektiver Weise.

Wer sich über den Ablauf des Sonderbundskrieges näher orientieren will, lernt im zweiten Teil des Buches die wichtigsten Abschnitte der erst nach dem Tode Dufours erschienenen *Campagne du Sonderbund* in der deutschen Ausgabe kennen. Der offizielle Bericht aus dem Jahre 1848 stammt aus der Feder des Generalstabschefs Frey-Hérosé. Es folgen interessante Abschnitte aus den Schriften Segessers, Elggers, Bernhard Meyers und anderer, die einzelne Episoden des Krieges schildern, oder die politischen Aspekte meist vom Standpunkt des Sonderbundes aus darlegen. Eine Darstellung des großen Freischarenzuges durfte nicht fehlen, ohne den der Sonderbundskrieg nie zum Ausbruch gekommen wäre.

Ein den biographischen Notizen beigegebenes wichtiges Literaturverzeichnis ergänzt die früheren Literaturangaben. Ein vollständiges Literaturverzeichnis fehlt uns noch, wie ja auch ein zusammenfassendes Werk über die Sonderbundszeit, das die Archivfunde der letzten Jahrzehnte berücksichtigt, noch nicht geschrieben worden ist.

Fritz Rieter.